



2007/01 Ausland

<https://jungle.world/artikel/2007/01/rebellen-rum-und-reihenhaeuser>

Rebellen, Rum und Reihenhäuser

Von **marco pulquo**

Vor zehn Jahren beendete ein Friedensvertrag den Bürgerkrieg in Guatemala. Mit einigen ehemaligen Guerilleros sprachen markus plate und marco pulquo

Ich war Experte für psychologische Kriegsführung, ausgebildet in Kuba. In fünf Minuten konnte ich im Wald eine Springmine installieren, eine, die den Gegner nicht tötete, sondern ihm nur schmerzhaft Verletzungen zufügte. Schmerzensschreie sind absolut tödlich für die Kampfmoral.« Henri hält inne. Gerade kommt seine jüngste Tochter vorbeigestolpert. Er streicht ihr die schwarzen Strähnen aus der Stirn und greift nach einigen Bananenchips. Das viele Erzählen hat den ehemaligen Guerillero hungrig gemacht – und die Kinder schläfrig. Alle räkeln sich gelangweilt auf dem warmen Wellblechdach des Innenhofs, sie wollen mit Papa Ball spielen.

Doch Henri ist ganz woanders. Auf der Terrasse seines unverputzten Reihenhauses spult er die Karriere eines revolutionären Sprengmeisters ab: zunächst Botengänge als Heranwachsender, später Reisen mit falschen Pässen zu Zeiten des Bürgerkriegs, dann das Verlegen von Minen rund um den höchsten Vulkan Guatemalas, um die Radioantenne des Rebellensenders zu verteidigen. Schließlich krönt seine Zeit im Dschungel eine Liebesgeschichte mit der Comandanta Francisca und die Geburt seiner ersten Tochter in einem Guerillalager nahe Chimaltenango. »Hier, seht mal dieses Foto, keine zwei Jahre alt und schon im Tarnfarben-Shirt, die Kleine.« Henri lächelt unbestimmt.

Kommandantin Francisca hat den Geschichten ihres Mannes bisher gelassen zugehört, manchmal auch zustimmend genickt und gelächelt. Doch Henris verklärte Begeisterung für die Jahre im Untergrund will sie nicht so recht teilen: »Ich habe meine gesamte Jugend im Wald verbracht. Ich war irgendwann einfach froh, dass es vorbei war. Meinen Kindern soll das erspart bleiben. Sollen sie studieren oder sonstwas machen. Nein, falls es wieder ernst wird, ziehe ich mir lieber noch mal selbst die Uniform an.«

Zehn Jahre nach dem offiziellen Ende des guatemaltekischen Bürgerkriegs scheint die Linke weit davon entfernt, den bewaffneten Aufstand zu proben. Noch am 28. Dezember 1996 waren die Unterschriften der Guerillaführung unerlässlich, um den von der Uno vermittelten Friedensverträgen Geltung zu verleihen. Doch der anschließenden Wandlung des Guerilladachverbands URNG zu einer politischen Partei folgte der allmähliche Abstieg in die parlamentarische Bedeutungslosigkeit. Und viele ehemalige Kämpfer fühlten sich allein gelassen bei ihrer Rückkehr in ein ziviles Leben.

Im Friedensvertrag waren Maßnahmen zur Wiedereingliederung vereinbart worden: Arbeitsplätze in den neuen demokratischen Strukturen für die Führungsränge, Land und ein eigenes Häuschen für die vielen indigenen Landarbeiter in den Reihen der Guerilla sollte es geben. Doch ebenso wie für die Hunderttausenden Bürgerkriegsflüchtlinge, die aus dem mexikanischen Exil zurückkehrten, blieb es für die meisten früheren Guerilleros bei leeren Versprechungen.

Auch Henri und Francisca waren anfangs euphorisch. »Unser Kampfverband erhielt im Rahmen der Friedensverträge Mittel zugesprochen für den Bau einer Reihenhaussiedlung nahe Chimaltenango«, erzählt Henri. Doch auch wenn Geld von dem dafür eingerichteten Konto abgebucht worden war, stellten sie später fest, dass offiziell nie eine Besitzurkunde ausgestellt wurde. »Wir mussten dann noch einige Jahre kämpfen, damit das Bauvorhaben zumindest einigermaßen vollendet wurde und wir Landtitel erhielten.«

Der Einsatz für das eigene Heim einte ein letztes Mal die Bewohner der heutigen »Gemeinde des 28. Dezember«. Inzwischen hat man sich auseinandergeliebt. Einige der früheren Rebellen sind als Arbeitsmigranten nach Mexiko oder in die USA gegangen und schicken jeden Monat Geld an ihre Familien. Andere verdienen sich mittlerweile ihren Lohn bei privaten Sicherheitsfirmen, die nicht selten von pensionierten Militärs geleitet werden. Wer Glück hatte, ist im Security Team der staatlichen Menschenrechtsanwälte untergekommen.

Die meisten Frauen mussten sich das in den Kampfverbänden errungene Mitspracherecht wieder abgewöhnen, sagt Francisca: »Qualifizierte Arbeit findet kaum eine. Durch die langen Jahre bei der Guerilla haben viele ja auch keinen Schulabschluss. Heute schufteten die meisten Compañeras in den maquilas (Fabriken in Freihandelszonen) am Fließband. Auch ich habe das eine Zeit lang gemacht. Heute kümmere ich mich um die Kinder.«

Aber Hausfrau und Mutter zu sein, kann sich Francisca nur leisten, weil Henri für die Staatsanwaltschaft arbeitet und genug für alle fünf verdient. Kurz nach dem Krieg hat er zunächst gemeinsam mit Blauhelmen und guatemalteckischen Militärs die Minen entschärft, die er einst selbst gelegt hat. Inzwischen leitet er Schulungen und arbeitet vier Tage die Woche in Guatemala-Stadt. »Klar haben wir am Ende Glück gehabt. Francisca und ich konnten ein zweites Stockwerk auf unser Haus bauen, denn für eine Familie sind die ursprünglichen Konstruktionen eigentlich zu klein. Aber wir hatten uns anfangs hier vieles größer vorgestellt.«

Henri ist kaum noch politisch engagiert, Francisca fährt manchmal zu Demonstrationen in die Hauptstadt. An diesem Tag hat sie ein Treffen mit einer Frauengruppe im nahe gelegenen Chimaltenango. Deshalb muss Henri die Kinder hüten. Auf einem von der den Unternehmern nahe stehenden Partei des nationalen Fortschritts (Pan) gespendeten Bolzplatz wird Ball gespielt. Auf den Backboards der Basketballkörbe prangt das Parteilogo. »Das hätten wir eigentlich längst mal übermalen sollen«, ruft Henri beim Abschied.

Auf dem Weg zur Hauptstraße kommen wir am Gesundheitszentrum des Dorfes vorbei. Es ist geschlossen, aus Geldmangel. Seit drei Jahren findet sich keine Mehrheit mehr im Dorf, das Zentrum gemeinschaftlich zu finanzieren.

Zurück in Guatemala-Stadt geht es direkt zur Zone 2 des Stadtzentrums. Irgendwo hier, in einer Nebenstraße, erwartet uns ein weiterer Rebell im Vorruhestand zu einem abendlichen Glas Rum. Es dämmt bereits, spielende Kinder haben die Straßen erobert, und irgendwann entdecken wir

auch Fitos unverkennbare Silhouette. Mit der Linken auf seine beiden Krücken gestützt, winkt er uns heran. »Die sind neu, die Dinger, aus Deutschland, scheint mir. Hier steht ›Geprüfte Sicherheit‹. Was heißt das?« Gemeinsam verschwinden wir in einer der vielen informellen Bars des Viertels.

Fito wuchs in einem Rotlicht- und Arbeiterviertel der Provinzhauptstadt Quetzaltenango auf. »Irgendwann nahm mich jemand mit zur kommunistischen Jugend«, beginnt er seinen Lebensbericht. »Dabei wusste ich damals gar nicht so recht, was das heißt, ›kommunistisch‹.« Das war Ende der sechziger Jahre. Längst war die demokratische Regierung von Jacobo Arbenz gestürzt. Seit 1954 wechselten sich Militärdiktatoren als Präsidenten ab. Die Angriffe auf linke Organisationen, ländliche Gewerkschafter und Studenten wurden immer heftiger. »Aber die alten Kommunisten tranken nur Kaffee. Ich dagegen ging zur Guerilla, überzeugt davon, dass wir alle sterben würden, wenn wir uns nicht mit Waffen wehren.«

Fito ärgert es, dass der bewaffnete Kampf im literarischen Rückblick meist nur als Anekdote erscheint. Er drückt eine weitere Zitrone über seinem Cuba Libre aus. »Die guatemaltekeische Linke hat ihre Geschichte nicht besonders kritisch aufgearbeitet.« Was das eigene Handeln im Bürgerkrieg betrifft, versuche die frühere Führung der Guerilla bis heute, alles eher zu rechtfertigen als zu analysieren. Auch deshalb habe sich unter den Linken, welche die Jahrzehnte der Repression überlebt haben, Fatalismus breitgemacht.

In den achtziger Jahren, unter Führung von General Ríos Montt, erreichte die brutale Unterdrückung der Bevölkerung ihren Höhepunkt. Die »Politik der verbrannten Erde« forderte Tausende Tote unter der indigenen Landbevölkerung. Ganze Dörfer verschwanden von der Landkarte, manchmal, um Staudämmen Platz zu machen, manchmal, weil potenzielle Feinde präventiv dezimiert werden sollten. Über 200 000 Menschen starben bis zum offiziellen Friedensschluss, über 40 000 werden bis heute vermisst.

»Auch die Guerilla und linke Organisationen wurden praktisch enthauptet«, meint Fito. »Versuche des Wiederaufbaus wurden verhindert. Es wurde immer schwieriger, neue Leute auszubilden. Außerdem nahm der Militarismus innerhalb der Guerilla überhand. Dabei war eine der wichtigsten Erfahrungen aus den sechziger Jahren, dass politische und militärische Strategien gleichgestellt sein müssen.«

Die Wirtin des Lokals scheint keine große Lust zu haben, sich an der Diskussion zu beteiligen. Schnell schiebt sie ein paar Tortillas mit Würstchen und Rinderzunge zwischen die Gläser und zieht sich in den Wohnbereich des Hauses zurück. Durch die halb offene Tür ist die Titelmelodie einer Telenovela zu hören. Fito kaut an seinem Maisfladen herum. »Als die Führung der Guerilla mit dem Staat über einen Waffenstillstand zu verhandeln begann, war die Basis längst nicht mehr eingebunden. Uns wurden keine Informationen über den Stand der Verhandlungen gegeben. Es gab auch Verfolgungen und moralische Strafen innerhalb des Guerillaverbandes, für alle, die es wagten, die Verhandlungsführung zu kritisieren. Eine schmerzhaft Erfahrung.«

Für Fito steht fest, dass die Auflösung der guatemaltekeischen Guerilla schon einige Jahre vor der Unterzeichnung der Friedensverträge begann. »Ideologisch und programmatisch waren wir nie geeint. Wir waren Schafe unserer Führung. Und diese zwei Dutzend Leute haben später mit dem Militär und dem Unternehmerverband einen Friedensvertrag ausgehandelt, einen Vertrag, mit dem sich die große Mehrheit der Guerilleros nicht identifizierte. Dieser Friedensschluss war aus meiner Sicht moralisch und politisch unzureichend.«

Der Rum ist alle, die Wirtin taucht immer öfter im Türrahmen auf. Zeit zu gehen. Fito schwingt sich auf seine Gehhilfen. Gerade erprobt er eine neue Prothese. Sein rechtes Bein hat er vor vielen Jahren bei einem Manöver der Guerilla verloren. Er hat lange gebraucht, dieses Missgeschick zu verwinden. Doch mittlerweile schmerzt ihn mehr der desillusionierte Rückzug vieler ehemaliger Compañeros und Compañeras ins Private. Im zehnten Jahr des Friedens findet er es nötiger denn je, die vom Bürgerkrieg zerstörten gesellschaftlichen Beziehungen neu zu knüpfen. Nostalgie gilt nicht: »Wir müssen uns mit denen zusammentun, die in dieser Gesellschaft heute an den Rand gedrängt werden. Feministinnen, Behindertenorganisationen, Initiativen für sexuelle Vielfalt. Von diesen Kämpfen haben wir viel zu lernen. Es gibt gute Ansätze, die es zu vertiefen gilt. Denn eines ist klar: Die Friedensverträge dienen nur dem kapitalistischen System. Sie geben der Oberschicht ein menschliches Antlitz, mehr nicht.«